

Corrine Jackson

Touched

Die Macht der ewigen Liebe

Aus dem Amerikanischen
von Heidi Lichtblau

Thienemann

Ich verbarg mich in der mit Schatten bemalten Gasse und hoffte inständig, nicht in das getreten zu sein, dessen fauliger Gestank mir in die Nase stieg. Auf der anderen Straßenseite stand im grellen Licht einer Straßenlaterne ein einzelner Münzfernsprecher – nach hundert Meilen der erste, den wir entdeckt hatten. *Noch zwei Minuten*, versprach ich mir selbst. *Noch zwei Minuten ducke ich mich, dann renne ich zu dem Telefon hin!*

Ich spürte, wie jemand – trostsuchend und tröstend zugleich – seine warmen Finger auf meinen Rücken legte. Meine Halbschwester Lucy wartete hinter mir, und ich konnte spüren, wie sie zitterte. In den letzten vier Monaten hatten wir wie gehetzte Tiere gelebt, und ich konnte mir gut vorstellen, welch furchtbare Gedanken in ihrem Kopf herumspukten. Mit ihren siebzehn Jahren mochte sie zwar gerade mal ein Jahr jünger sein als ich, aber unsere Lebenswege waren sehr unterschiedlich verlaufen. Ich war von klein auf an Gewalt gewöhnt, doch für sie war das alles hier neu.

Zitternd wischte ich mein warmes Blut von der Klinge des Messers, das ich mit der anderen Hand

umklammert hielt. Dann zog ich mein dünnes T-Shirt hoch und steckte mir die Waffe wieder hinten in den Jeansbund. Die durchtrennten Muskeln protestierten, und ich presste die Hand gegen meinen Bauch. Leider ging unser Plan nur auf, wenn ich verletzt war.

»Na? Irgendwas zu sehen?«, flüsterte Lucy und blickte sich mit weit aufgerissenen braunen Augen um. Ihr herzförmiges Gesicht hob sich hell leuchtend von ihren schwarzen Locken ab. Sie sah so klein und ängstlich aus.

Ich schüttelte den Kopf und schob eine widerspenstige blonde Strähne unter meine Skimütze zurück. Von der eisigen Januarluft war ich schon ganz steif gefroren und vergrub die Hände zum Auftauen in meine großen Manteltaschen. Dann nahm ich all meinen Mut zusammen. So oder so, dieser Anruf würde entscheiden, welchen Weg wir als Nächstes einschlagen würden. Allerdings mussten wir dazu erst mal lebend aus der Sache rauskommen. »Es ist so weit. Warte hier. Renn los, wenn was passiert oder Asher dir ein Signal gibt. Hörst du?« Da ich meine Gefühle außen vor zu lassen versuchte, klang ich schroffer als üblich.

»Verstanden, Buffy«, erwiderte Lucy mit ausdrucksloser Stimme.

Dass meine Schwester in diesem heiklen Augenblick zu scherzen versuchte und mich einmal mehr damit aufzog, so stark wie die Vampirjägerin Buffy aus der gleichnamigen Fernsehserie zu sein, brachte mich fast um. Ja, für sie konnte ich tapfer sein! Ich stellte mir mein Rückgrat als einen eisernen Stab vor, reckte das Kinn und sah sie ein letztes Mal an. Dann trat ich aus dem Schatten auf den Bürgersteig hinaus, sodass mich nun jeder sehen konnte. Nichts geschah. Weder Heiler noch Beschützer stürzten sich auf mich.

Vielleicht hatten wir sie vor zwei Tagen ja wirklich abge-

schüttelt, nachdem es in Florida ziemlich brenzlich geworden war. Ein Beschützer hatte Lucy in die Finger gekriegt. Zum Glück war er allein unterwegs gewesen, und Asher hatte ihn überwältigen können. Sonst hätte ich jetzt vielleicht keine Schwester mehr. Scheinbar konnten wir unsere Feinde nie über längere Zeit abhängen, doch leider konnten wir auch keinen Gegenangriff starten, da sie uns in Anzahl und Schlagkraft weit überlegen waren. Solange mein Vater in ihrer Gewalt war, hatten sie alle Trümpfe in der Hand.

Wenn er denn noch lebte.

Ich sah die verlassene Straße hinauf und hinunter. Dem in Alabama liegenden Maple konnte man so manches nachsagen, dass dort der Bär tobte, wohl kaum. Heimat von sage und schreibe achthundertsiebenundsechzig Einwohnern, konnte die Stadt mit gerade mal einer Ampel, einer Tankstelle, einem Diner und ein paar Geschäften entlang der Hauptstraße aufwarten, auf der wir uns jetzt befanden. Alles war ab sechs Uhr geschlossen, und die Menschen hatten sich längst auf den Heimweg zu ihren Familien gemacht. Wenn ich das richtig sah, waren Lucy und ich die Einzigen, die sich noch draußen auf der Straße befanden. Na ja, wir beide und Asher, der sich irgendwo in der Nähe verbarg.

Zuvor hatten wir uns sechzig Meilen von hier entfernt in einem Motel am Highway ein paar Stunden aufs Ohr gehauen. Dann hatten wir unsere wenigen Sachen in dem Wagen verstaut, denn wir wussten, nach diesem Anruf würden wir uns unter Umständen schnell aus dem Staub machen müssen. Höchstwahrscheinlich lauerten unsere Feinde schon irgendwo im Verborgenen darauf, dass ich mich offen zeigte. Wieder erschauerte ich und straffte dann die Schultern.

Jetzt oder nie, Remy!

Ich marschierte auf die Straße, aufrecht, auch wenn die

Schmerzen im Bauch kaum auszuhalten waren. Meine Schritte hallten wider, und das gab mir Mut, weil das hieß, dass ich es mitbekäme, wenn jemand sich an mich heranzuschleichen versuchte. Bevor ich zum Telefonhörer griff, blickte ich mich noch mal um. Ein Geräusch in der Nähe ließ mich zusammenzucken, was neue Schmerzen zur Folge hatte. Eine Katze schrie, und ich atmete erleichtert auf. Dann nahm ich den Hörer, steckte ein paar Münzen in den Schlitz und wählte die Nummer, die ich in- und auswendig kannte.

Nach dreimaligem Läuten hob jemand ab. »Hallo?«

Beim Klang der tiefen Stimme meines Großvaters stürmten die verschiedensten Erinnerungen auf mich ein. Früher einmal hatte ich gedacht, wir könnten so etwas wie eine Familie sein, aber François Marche war nicht imstande, jemanden zu lieben.

»Hallo?«, wiederholte er.

Ich brachte einfach nichts heraus.

»Remy!« Fast schon schnurrte er meinen Namen, dieser von sich so überzeugte Scheißkerl. »Ich habe mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis du anrufst. Es hat länger gedauert, als ich dachte.«

Vier Monate. Es war vier Monate her, seit ich ihn zum letzten Mal gesehen, seine Stimme gehört und ihm dabei zugeschaut hatte, wie er meine Familie bedrohte. Ich ballte die Hände zu Fäusten, und meine Fingernägel bohrten sich tief in meine Handflächen.

Bitte gib, dass mein Vater noch am Leben ist!

»Franc«, krächzte ich.

»Wie geht's dir, Schätzchen?«

Seine gespielte Besorgnis erinnerte mich daran, wie naiv ich gewesen war, auf diesen Riesenkerl mit weißem Haarschopf und dröhnendem Lachen hereinzufallen. Als hätte er nicht

mein Leben zerstört, nannte mich mein Großvater mit seiner alten, charmanten Stimme »Schätzchen«! Ich unterdrückte meine Wut und antwortete in lockerem Ton: »Ich habe dieses ganze Katz-und-Maus-Spiel mit deinen Männern allmählich satt, aber sonst kann ich nicht meckern. Und wie geht's dir? Hast du in letzter Zeit deinen Freunden mal wieder irgendwelche Heilerinnen geopfert?«

Gott, wenn die Heilergemeinde, die er anführte, gewusst hätte, dass er sie mit den Beschützern hinterging, hätten sie sich vielleicht gegen ihn erhoben. Franc rechtfertigte sein Verhalten damit, dass es die Gemeinde insgesamt rettete, wenn er den Beschützern ein paar seiner Heilerinnen opferte.

Franc seufzte. »Ich tue, was ich tun muss. Aber es ginge auch anders. Du könntest dem Ganzen ein Ende machen.«

Ich könnte ihren Platz einnehmen, hieß das im Klartext. Im Unterschied zu vollblütigen Heilerinnen würde ich daran, was die Beschützer mir antaten, nämlich nicht sterben. Ich könnte als ihre wiederaufladbare Batterie fungieren. Als die Erinnerung an Asher an dem Abend in mir hochstieg, als wir ihn aus den Händen meines Großvaters befreit hatten, stieg mir die Galle hoch. Gefoltert, gebrochen, ohne Hoffnung. So sähe mein Leben aus, wenn ich auf die Forderungen meines Großvaters einginge.

»Niemals«, flüsterte ich angewidert.

»Na, denk darüber nach. Immerhin müsste niemand sonst mehr sein Leben lassen.«

Ekel und Zorn schärfen meine Worte. »Ich habe darüber nachgedacht. Seitdem du mir den Vorschlag gemacht hast, habe ich Albträume. Du erinnerst dich doch an den Tag, oder? Ich schon. Ach übrigens, wie geht's deinem Bauch?«

Franc hatte mich dazu bringen wollen, meinen Vater zu töten, aber ich hatte entkommen können, indem ich meine

größte Waffe einsetzte: Ich konnte meine Verletzungen auf diejenigen übertragen, die mir übelwollten. Bei unserer letzten Begegnung hatten mein Großvater und die mit ihm verbündeten Beschützer aus Bauchwunden geblutet, die ich mir selbst zugefügt hatte.

»Alles geheilt«, gab er zurück, während ich noch überlegte, ob ich mit der Frage zu weit gegangen war. »Hätte gar nicht gedacht, dass deine Fähigkeiten derart weit reichen. War ganz schön schmerzvoll, das Ganze.«

Ich lächelte zufrieden.

»Du kannst von Glück reden, dass ich nicht so kleinlich bin und auf Rache sinne. Dein Vater würde das, was ich dann mit ihm anstellen würde, wohl kaum überleben.«

Ich suchte an der kalten Metallablage unter dem Telefon Halt. Zweimal probierte ich vergeblich, trotz eines Riesenkloßes im Hals, etwas zu sagen. »Er ... er lebt?«, brachte ich schließlich krächzend hervor.

Vor vier Monaten hatte man Ben, Lucys und meinen Vater, entführt. Von ihm stammte mein Beschützerblut – und Franc hasste Beschützer, die er trotzdem gegen mich einsetzte. Nach all der Zeit hatte ich die Hoffnung, meinen Dad noch lebend zu finden, fast schon aufgegeben. Doch nun keimte sie wieder auf und schnürte mir die Brust zu.

Gib dich keinen Hoffnungen hin, Remy. Er lügt.

»Franc?« Meine Verzweiflung wuchs. »Bitte!«, flehte ich.

»Er lebt«, sagte er leise.

Gott sei Dank! Am liebsten hätte ich meine Erleichterung laut herausgeschrien, und ich hielt mir schnell den Mund zu. Durch mein T-Shirt sickerte Flüssigkeit, und ich beugte mich etwas vor, damit die tierischen Schmerzen nachließen. Nicht mehr lang, und ich würde ohnmächtig werden.

Nur noch kurz.

Francs tiefe Stimme lockte und schmeichelte. »Du könntest schon morgen bei ihm sein. Komm nach Hause, Remy. Komm nach Hause, und ich lasse ihn frei.«

Wenn ich ihm glaubte, dann hätten die Qualen dieser letzten Monate ein Ende. Mein Vater könnte nach Blackwell Falls zurückkehren. Meine Schwester könnte ihr altes Leben wieder aufnehmen, wieder zur Schule gehen, mit ihrem Freund Tim zusammen sein. Sie könnten in unsere kleine Stadt heimkehren und einen Neuanfang machen. Wie ich ihnen das gegönnt hätte!

Als würde er mein Zögern spüren, fuhr mein Großvater eilig fort. »Deine Mutter würde sich dieses Leben für dich nicht wünschen. Sie würde sich wünschen, dass du uns unterstützt.«

Wenn er glaubte, er könnte mich durch die Erwähnung meiner Mutter weichklopfen, hatte er sich geschnitten. Schließlich hatte Anna jahrelang zugelassen, dass mein Stiefvater mich grün und blau schlug.

»Warum hast du meinen Vater entführt?«, fragte ich.

»Das weißt du doch schon.«

Er wollte mich und die Gaben, die mir mit meinem gemischten Heiler-Beschützer-Blut mitgegeben worden waren, unter seine Kontrolle bringen. Und er wollte Experimente mit mir anstellen. Bislang gingen Heilerfähigkeiten nur an weibliche Nachfahren über, Franc wollte das ändern: Er wollte männliche Heiler erschaffen. Ich spürte einen Luftzug, sah mich um und merkte, wie ich eine Gänsehaut bekam.

»Ich muss Schluss machen.«

Ich wollte gerade auflegen, als er rief: »Remy, warte!« Ich hielt inne, und er setzte hinzu: »Er lebt nur deshalb noch, weil ich glaube, dass du über kurz oder lang zur Besinnung kommst. Aber ich werde nicht ewig warten. Denk darüber nach, hm?«

Wie hatte mir in den Monaten, die ich bei ihm gewohnt hatte, nur entgehen können, was für eine Art von Mensch er war? Ich würde es mir nie verzeihen können, dass ich ihm meine Familie und Freunde ans Messer geliefert hatte. Nachdem ich aufgelegt hatte, zog ich die Schultern hoch und lehnte mich an die Telefonzelle. Mein Atem bildete Wölkchen, und ich erschauerte. Jeder, der mich sah, musste glauben, ich sei von Trauer überwältigt, allerdings quälte mich eine ganz andere Art von Schmerz.

Nicht lang, und sie tauchten auf. Ashers leises Pfeifen – ein dreimaliges leises Trillern – signalisierte ihre Ankunft. Ein Trillern für jeden Mann. Ihre Schritte hallten wider, so wie meine es getan hatten, allerdings waren es schwere Schritte, von Leuten, die größer und schwerer zu sein schienen als ich. Also handelte es sich um Heiler, wie gehofft; Beschützer hätten ohne Vorwarnung angreifen können, lautlos. Zum Glück. Trotz aller Bemühungen Francs hatten männliche Heiler noch keine besonderen Fähigkeiten. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, aber ich verharrte in meiner gebeugten Stellung.

Als mich ein feuchter, warmer Atem streifte, stellten sich mir die Nackenhaare auf.

»Remy«, sagte einer der Männer.

Ich sah über meine Schulter. Drei verschieden große Männer über zwanzig waren dabei, mich zu umzingeln. Ein untersetzter Braunhaariger, dessen einer Arm mit einer Schlange tätowiert war, die sich auch um seinen Hals wand. Ein drahtiger Blonder, der ein tödlich aussehendes Messer in der Hand hielt, doch seine Hand bebte, als hätte er Angst, es zu benutzen; er war ein gutes Stück kleiner als ich. Der letzte Mann kam mir bekannt vor, ich musste ihm wohl schon mal während meiner Zeit bei Franc in Pacifica begegnet sein. Er war kahl und trug den hässlichsten Ziegenbart diesseits des

Mississippi, außerdem fehlte es ihm an Muskeln und einem Gürtel, der seine Jeans oben gehalten hätte. Mit der Knarre in seiner Hand brauchte er sie allerdings auch nicht.

Ziegenbart beäugte verächtlich meine hoch aufgeschossene, dünne Gestalt. »Der Anruf bei deinem Großvater war nicht gerade besonders clever. Der lässt schon seit Monaten jeden Anruf zurückverfolgen.«

Ich drehte mich um. »Weiß ich doch!«

Ich ließ meine Hände sinken, sodass sich mein Mantel öffnete. Ihre Blicke fielen auf meine Taille. Blut färbte mein marineblaues T-Shirt dunkelviolett. Der Blonde riss die Augen auf. Schlangentattoo machte einen riesigen Schritt zurück, und Ziegenbart erstarrte. Zu spät! Meine Energie wirbelte in Form roter Funken durch die Luft und traf alle drei. Wunden öffneten sich an ihren Taillen, identisch mit denen, die ich mir zwanzig Minuten zuvor in der Gasse mit einem Messer selbst beigebracht hatte. Die Verletzungen würde das Trio zwar kurzfristig außer Gefecht setzen, aber nicht ewig aufhalten.

Ich wollte Ziegenbart die Pistole aus der Hand treten, doch mein Körper rebellierte mit wackeligen Knien und einem schwachen Puls gegen den Einsatz meiner Gaben. Lucy erschien neben mir und hängte sich mit der Schulter unter mir ein. Trotz ihres zierlichen Körperbaus – immerhin überragte ich sie um fünfzehn Zentimeter – schaffte sie es, mir Halt zu geben.

»Hab dich«, meinte sie.

»Lucy, die Pistole!«, warnte ich.

Ziegenbart hob die Waffe. Schnell stellte ich mich zwischen meine Schwester und ihn. Hinter uns ertönte ein Grunzen, und ich drehte mich um. Asher hatte den Männern ihre Waffen abgenommen und sie zu Boden geschlagen, sodass sie nun mit ausgestreckten Armen und Beinen auf ihren Bäu-

chen lagen. Nach den Monaten, in denen Franc ihn als Geisel gehalten hatte, hatte mein Freund sein altes Gewicht noch nicht zurückerlangt, besaß jedoch genügend Beschützerkraft und -geschwindigkeit, um ein paar machtlose Heiler zu überwältigen.

Asher stieß Ziegenbart einen Fuß in den Rücken. »Okay?«, fragte er mich, wobei der englische Akzent in seiner Stimme deutlicher zu hören war als gewöhnlich.

Seine Frage war unsere Kurzform für *Alles in Ordnung mit dir?* und *Kannst du dich heilen?*. Ich nickte und dachte »*Alles bestens*«, woraufhin sich seine Miene etwas entspannte.

»Unglaublich, dass ihr darauf reingefallen seid«, meinte Lucy zu den Männern.

Zusätzlich zu den Beschützern hatten sich auch die Männer meines Großvaters schon seit Wochen an unsere Fersen geheftet, waren uns von einer Stadt in die nächste gefolgt. Wir hatten uns in einer Reihe leer stehender Häuser versteckt gehalten und uns mit Dosennahrung und gelegentlichen Nickerchen begnügt. Dann hatte es vor zwei Tagen diesen Vorfall in Florida gegeben, woraufhin uns klar geworden war, dass es einfach nichts mehr brachte, ständig davonzulaufen und sich zu verstecken.

Der Plan, die Männer mithilfe meines Großvaters in eine Falle zu locken, war Lucys Idee gewesen, und Asher hatte ihn zu meiner großen Überraschung für gut befunden. Normalerweise schmetterte er jede Idee ab, die uns in Gefahr bringen konnte, doch diesmal hatte er nicht gezögert. In den letzten Monaten hatten Verzweiflung und Angst unser Trio heimgesucht und uns Risiken eingehen lassen, die wir normalerweise nie eingegangen wären. Wir mussten wissen, ob Ben noch am Leben war, damit wir unsere nächsten Schritte überlegen konnten. Es schadete auch nicht, wenn wir dieses Wissen

dazu nutzen konnten, um zwischen uns und unsere Jäger ein wenig Abstand zu bringen.

Mir war etwas schwindelig durch den Blutverlust, und ich war entsprechend unsicher auf den Beinen.

Nicht zu fassen, dass ich wegen Franc schon die zweite Stichverletzung habe!

Angesichts dieses bitteren Gedankens machte Asher ein finsternes Gesicht und bohrte seinen Absatz noch tiefer in den Rücken des Mannes in seiner Gewalt, bis dieser aufschrie. Ich riss meine mentale Mauer hoch, um Asher aus meiner Gedankenwelt zu verbannen und um seinen Hass nicht noch zusätzlich zu schüren.

»Und nun?«, fragte Lucy.

»Ich habe gesehen, wie sie aus dem Pick-up gesprungen sind.« Asher deutete die Straße hinunter auf ein Fahrzeug außerhalb meines Blickfelds. Als Beschützer hatte er eine wesentlich bessere Sehkraft als ich, und er konnte sogar im Dunkeln sehen, also glaubte ich ihm. Er reichte mir die Pistole. »Mit dem Wagen können wir sie woanders hinbringen. Wartet hier. Ich hole ihn.«

»Ash...«, fing ich an, aber er war schon losgerannt und inzwischen kaum noch zu sehen. Ich seufzte. »Er hat die Schlüssel vergessen.«

»Wenn du dich wegen eines Beschützers gegen uns wendest, verrätst du deine Artgenossen«, schnaubte Schlangentattoo verächtlich.«

Ich kniete mich neben ihn, damit er mir ins Gesicht sehen konnte. Meine leise Stimme zerschnitt die Luft. »Er ist ein Artgenosse. Oder hat Franc dir dieses kleine Detail etwa vor-enthalten?«

Schlangentattoo kniff die Lippen zusammen, als würde er mir nicht glauben. Vermutlich hatten diese Männer noch nie

von jemandem wie mir gehört, jemandem also, in dem sowohl Beschützer- als auch Heilerblut floss. So war niemand sonst veranlagt, weshalb auch beide Seiten hinter mir her waren – entweder um mich zu töten oder zu benutzen.

»Mein Großvater ist nicht das, wofür ihr ihn haltet. Fragt ihn doch mal, was wirklich mit Yvette passiert ist!«

Bei der Erwähnung der toten Heilerin riss der Blonde die Augen auf. Heilerinnenblut wirkte auf Beschützer wie ein Aufputzmittel und ermöglichte ihnen, zeitweilig wieder etwas zu spüren, zu riechen und zu schmecken – Empfindungen, die sie vor langer Zeit verloren hatten. Franc hatte Yvette den Beschützern als Bezahlung für ihre Dienste ausgeliefert, und sie hatten sie zu Tode gefoltert, um sich für ein paar Augenblicke menschlich fühlen zu können.

Schlangentattoo sah weg, und ich gab es auf. Mein Großvater hatte so erfolgreich Gehirnwäsche betrieben, dass die Männer ihn nun für ihren Schutzpatron hielten. Ich richtete mich auf und geriet kurz ins Taumeln, als mir das Blut in den Kopf strömte.

»Asher gäbe den idealen Dieb ab«, bemerkte Lucy mit einem trockenen Lächeln. Sie presste ihren Schal auf meine Taille, um den Blutfluss zu stillen.

Ich folgte ihrem Blick und sah einen Pick-up auf uns zurasen. *Okay. Mein Freund weiß, wie man einen Wagen kurzschließt.* Kurz vor uns hielt er an, und dann verfrachteten Lucy und Asher die drei mit einer Mischung aus Gewalt und Drohungen auf die Ladefläche des Wagens. Bis ich meine Verletzung nicht geheilt hatte, durfte ich nichts Schweres heben. Asher kletterte auch nach hinten, um die Männer im Auge zu behalten, während Lucy sich hinters Steuer klemmte und ich mich auf den Beifahrersitz setzte und mir weiter den Schal auf die Wunde drückte.

Dann machten wir uns auf den Weg zu einer verlassenem Scheune, die wir zuvor schon abgecheckt hatten und die ungefähr fünf Meilen außerhalb des Ortes lag. Die Landschaft war geprägt von Ackerland und noch mal Ackerland. Unser Weg führte uns über eine staubige Straße, und ich wurde derart auf meinem Sitz hin und her geschüttelt, dass ich vor Schmerzen beinahe aufgeschrien hätte. Von der Ladefläche des Pick-ups hörten wir dreifaches Stöhnen. Vermutlich wären die Männer lieber auf einem Fahrzeug mit besseren Stoßdämpfern befördert worden.

»Worauf wartest du? Jetzt heil dich schon!«, forderte Lucy.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Erst, wenn wir Francs Leute losgeworden sind.«

Mich oder jemand anderen zu heilen, schwächte mich noch mehr, und wir konnten es uns nicht leisten, dass ich völlig außer Gefecht gesetzt war. Erst mal mussten wir uns um den Feind kümmern.

Ein paar Minuten später fiel das Scheinwerferlicht auf die Scheune. Sie stand ein wenig windschief und ihre Holzwände waren silbergrau verwittert. Falls sie jemals farbig angestrichen worden war, war die Farbe schon vor langer Zeit abgeblättert. Sie schien jeden Augenblick zusammenzustürzen, doch für unsere Zwecke war sie ideal. Ringsum erstreckten sich endlose Getreidefelder, weit und breit waren keine anderen Gebäude in Sicht. Wir konnten uns also in aller Ruhe aus dem Staub machen, ohne dass per Zufall jemand über das Trio stolpern würde.

Ich kletterte aus dem Auto und öffnete das riesige Tor, damit Lucy den Pick-up in die leere Scheune fahren konnte. Sobald sie auf die Bremse trat, sprang Asher hinunter und zog die Männer an den Füßen von der Ladefläche. Einer nach dem anderen prallten sie mit dem Rücken auf den Boden, ihre

Köpfe knallten in den Dreck. Vor Schmerzen stöhnten sie auf, doch Ashers Miene blieb ausdruckslos.

Sein brutales Vorgehen ließ mich erschauern. Seit die Männer meines Großvaters ihn im vergangenen Sommer als Geisel gehalten hatten, hatte er sich verändert. In letzter Zeit schwankte er zwischen Wut und Traurigkeit, ging immer mehr auf Abstand. Bevor sein Bruder Gabriel ihn befreien konnte, war er wochenlang gefoltert worden. Vielleicht war es zu viel verlangt zu erwarten, dass Asher diese Männer menschlich behandelte, wenn sie ihn doch freudig weiter gequält hätten, wären die Rollen vertauscht gewesen. Trotzdem: Mich erschreckte, wie bedenkenlos Asher Gewalt einsetzte.

Lucy holte die Handschellen hervor, die wir hier zuvor versteckt hatten, und half Asher, die Männer mit einigem Abstand voneinander an Pfosten zu fesseln. Wir hatten auch schon Wasser für die Männer besorgt, und ich stellte jedem unserer Gefangenen ein paar Flaschen in Reichweite hin.

»Ihr könnt uns hier nicht zurücklassen«, sagte Ziegenbart. »Das würden wir nicht überleben, das wisst ihr genau!«

»Weil ihr uns ja so viel Barmherzigkeit entgegenbringen wolltet, ja?«, fragte Asher.

Mit geballten Fäusten funkelte er den Mann an, und mir lief es kalt über den Rücken. Ashers Energie summte in der Luft, und ich bekam angesichts seiner Unbeherrschtheit eine Gänsehaut.

»Komm, Asher, gehen wir.« *Bitte*, dachte ich. *Mein Bauch tut weh.*

Asher reagierte beinahe sofort. »Okay, *mo cridhe*. Wir gehen. Würde es dir etwas ausmachen zu fahren, Lucy?«

»Kein Problem«, meinte sie.

Ohne uns um das Geschrei der Männer zu kümmern, steuerten wir auf das Tor zu. In ein paar Stunden, wenn wir weit

genug weg waren, würden wir einen anonymen Anruf tätigen und Notärzte zu ihnen schicken. Sobald wir draußen waren, schloss Asher das Tor und verriegelte es mit einem Vorhängeschloss, das wir in einer Eisenwarenhandlung gekauft hatten. Dann liefen wir hinter die Scheune, wo wir unser neuestes Transportmittel versteckt hatten – einen weiteren Pick-up, der allerdings älter und ramponierter war als der, den wir in der Scheune zurückließen. Der letzte Besitzer hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, Farbe auf die graue Grundierung aufzutragen, zudem wies der Wagen etliche Dellen auf. Es war ein Kinderspiel gewesen, ihn zu stehlen, da ihn sowieso niemand wollte.

Asher warf Lucy die Schlüssel zu, und ich kletterte in die Mitte, um Lucy auf der einen und Asher auf der anderen Seite Platz zu machen. Ein paar Minuten später holperten wir auf der staubigen Straße zurück in den Ort. Immerhin, der Motor funktionierte.

Als wir auf die Schotterstraße bogen, fuhren wir durch ein besonders tiefes Schlagloch, und dieses Mal stöhnte ich laut auf. Ein Arm legte sich um meine Schulter, und ich sah in Ashers Augen. Normalerweise brachten mich seine waldgrünen Augen sofort auf andere Gedanken, doch in diesem Moment fuhren wir durch ein weiteres Schlagloch und ich verdrehte vor Schmerzen die Augen. Asher runzelte besorgt die Stirn. Er zeichnete mit dem Finger eine meiner Augenbrauen nach, schob mir das Haar hinters Ohr und berührte zart meinen Hals. Als er sich zu mir beugte und flüsterte: »Lass mich dir helfen!«, wärmte er mich mit seinem Atem.

Dass er mich so angesehen oder mich zärtlich berührt hatte, war schon zu lange her. Die Liebe, die einst in seinen Augen gelodert hatte, war seit Monaten niedergebrannt, wenn nicht sogar erloschen. Er hatte in den Händen meines Großvaters

die Hölle durchgemacht, und ich hatte ihm Raum gewährt und gehofft und gebetet, er würde zu mir zurückfinden. Jede zufällige Berührung und jede seltene Umarmung ersehnte und genoss ich.

Ich umfasste sein Handgelenk und schloss die Augen, um mich besser konzentrieren zu können. Dann ließ ich meinen Schutzwall herunter und gewährte ihm Einlass. Wenn ich etwas Zeit hatte, konnte ich mich von den meisten Krankheiten und Verletzungen heilen, doch wenn ich mir die Energie eines Beschützers lieh, ging alles viel schneller. Eine Sekunde verging, und ich spürte es: Ashers Energie näherte sich und strömte in mich herein. Unter meiner Haut kribbelte es. Ich benutzte seine Energie, manipulierte sie, um meine Verletzung ausfindig zu machen. Ich stellte mir die Wunde vor und malte mir aus, wie sie sich langsam wieder schloss. An meiner Haut leckten Flammen, verbrannten mich von innen nach außen. Auf mich allein gestellt, verursachte der Heilungsprozess eine Unterkühlung, wenn ich mir jedoch die Energie eines Beschützers lieh, durchfuhr mich sengende Hitze. Ashers Energie zog sich zurück, und ich schlug benommen die Augen auf.

Ashers dunkelbraunes Haar fiel ihm über die Stirn. Es war zu einem Wirrwarr aus Locken nachgewachsen und verdeckte die Narbe, die seine Folterer an seinem Kopf hinterlassen hatten. In der Nacht, in der Gabriel und ich Asher gefunden hatten, sah es aus, als hätte man ihm das Haar mit einem Messer abgesäubelt. Als ich jetzt die Hand hob, um es zu berühren, erlosch Ashers Lächeln; er zog seinen Arm zurück und blockierte mich damit. Dann rutschte er ein Stück ans Fenster und zog seinen Schutzwall hoch. Sein körperlicher und mentaler Rückzug traf mich ins Mark. Nach all diesen Monaten hätte ich an die Ablehnung gewöhnt sein müssen,

doch jedes Mal, wenn er zurückwich, gab es mir wieder einen Stich ins Herz. Ich reagierte darauf, wie ich es immer tat – indem ich vorgab, es würde mir nichts ausmachen –, und Asher spielte mit. Ich hatte Angst, was geschehen würde, wenn wir uns die Kluft, die zwischen uns immer größer wurde, eingestehen würden.

Nun, da mich die Verletzung nicht mehr ganz und gar beanspruchte, setzte ich mich so, dass ich Lucys besorgtem Blick begegnete. Ohne Einleitung sagte ich: »Dad lebt. Franc hat gesagt, alles ist okay mit ihm, und ich glaube, er hat die Wahrheit gesagt.«

Lucy stockte der Atem und sie umklammerte das Lenkrad. Sie schien sich davor zu fürchten, Hoffnung zuzulassen, was ich ihr nicht verdenken konnte. Aber ich hasste es, meine Schwester so verändert und traurig zu erleben.

»Wir holen ihn da raus, Luce.«

Sie spreizte ihre Finger auf dem Lenkrad, sodass ich meine dazwischen legte und unsere Finger sich miteinander verschlingen konnte. »Versprochen?«, fragte sie.

»Versprochen.«

Koste es, was es wolle, dachte ich. Das war ich ihr schuldig.